

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits  
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Der Judasfluch

Das Judasgift

Die Geheimloge

Der Mastercode

Das Nemesis-Spiel

*Über den Autor:*

Scott McBain ist ursprünglich Anwalt mit dem Spezialgebiet See- und Schiffsrecht. Er lebt in London und Panama. Neben seiner Tätigkeit als Anwalt und Schriftsteller engagiert er sich für Entwicklungshilfeprojekte in Mittelamerika, vor allem im Bildungsbereich. Seit seinem Bestseller *Der Judasfluch* ist er einer der großen Namen für erfolgreiche Mysterythriller.

Scott McBain

# Die Judas-Verschwörung

Mysterythriller

Aus dem Englischen von  
Michael Benthack

KNAUR 

Das englische Originalmanuskript trägt den Titel  
»Journey Into Glory«.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche Erstausgabe Januar 2014

© 2014 Scott McBain

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Knauer Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Herbert Neumaier

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages/Joshua Ets-Hokin

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51230-2

*Para ti, Arlenis*



# Prolog

*Alles geht einmal zu Ende – auch die Erde.*

**D**enn ihr Fortbestand wird nicht von materiellen, sondern von ideellen Kräften bestimmt. Nachdem sie ihren Zweck erfüllt hat, wird sie wie ein Buch zugeklappt und in die göttliche Bibliothek zurückgestellt – ins Gedächtnis Gottes. Aber was geschieht mit denen, die in dem Buch vorkommen, den Millionen kleinen und großen Geschöpfen? Bleiben sie auf immer und ewig vergessen, wenn die Geschichte endet? Und der Mensch – vergeht alle Erinnerung an ihn? Geraten seine vergeblichen Kämpfe, sein Schicksal zu gestalten, in Vergessenheit? Aber vielleicht ist die Erde ja nichts weiter als ein Punkt in einem teilnahmslosen Universum der Fragen, der schon bald von einem akribischen spirituellen Schreiber ausradiert wird. Die größte Qual des Menschen besteht darin, nicht zu wissen. Nicht zu wissen, *woher* er kommt, *warum* er auf der Erde ist, *wohin* er geht. Dies ist der Essig, dies die Galle. Und was ist mit der Neige? Werde ich dahinsiechen?, denkt jede Seele. Werde ich im Krankenhausbett liegen, mit schlaffen Gliedern, während der Krebs mich langsam zerfrisst? Oder sterbe ich eines schnellen, gewalttätigen Todes – ein Verkehrsunfall, ein Zug, der entgleist, ein Flugzeug, das vom Himmel stürzt? Wer weiß das schon? Und was ist mit Gott selbst? Hat er je eine der Krankheiten erlebt, die die Menschen befallen? Hat er je im Alter die Schwermut erlebt – die Freunde tot, die Angehörigen von ihm entfremdet? Hatte er eine Mutter, die ihn missbrauchte, weil sie mit allen Männern im Dorf schlief? Einen Vater, der ihn ignorierte und die Vaterschaft leugnete? Offenbar nicht. Nazareth war ein gut geschütztes Provinznest. Wer *ist* also

dieser Gott, dessen Antlitz die Menschen oft so verzweifelt zu erkennen hoffen? Ist er vielleicht nur ein Voyeur des Daseins der Menschen, begierig, ihre wahre Bitterkeit zu kosten? Das Streben, die Quelle allen Seins zu finden, führt zu einer kaum weniger großen Frage: Warum ist das Ganze schiefgegangen? Wie kommt das Böse ins Spiel? Wieso hatte der Allmächtige einen Abkömmling, der sich von ihm abwandte – und der so mächtig ist, dass er die ganze Welt in seinen Fängen hält? Und wird es nicht allmählich Zeit, dass der Göttliche sein Hörgerät einsetzt, seine Gehhilfe hervorholt und herunterkommt, um die Dinge in Ordnung zu bringen? Oder hat ihn seine letzte Reise zur Erde derart entmutigt, dass er keine Lust hat wiederzukommen?

Das große Rätsel ist die Rolle des Menschen im Universum und sein Verbundensein mit Gott, besser gesagt: sein Getrenntsein von Gott. Denn die dreißig Silberlinge des Judas – dieses biblische Bild für das Böse – waren das Instrument, mit dem Gott in die Menschheitsgeschichte eintrat, damit er Satan in einer Welt herausfordern konnte, die dieser versklavt hatte. Doch welche Rolle spielt die Seele des Einzelnen in der letzten Schlacht zwischen Gut und Böse? Und welche Rolle die Kirche? Wer ist imstande, die Tiefen dieses Mysteriums auszuloten?

Jedoch: Die Würfel sind gefallen. Denn der letzte Silberling des Judas ist in die Welt gekommen ...

# Mit Pharao in Ägypten





# 1

*Von den Zeiten aber und Stunden, liebe Brüder, ist nicht not  
euch zu schreiben, denn ihr selbst wisset genau,  
dass der Tag des Herrn wird kommen wie ein Dieb in der Nacht.*

*Wenn sie sagen werden: Es ist Friede, es hat keine Gefahr,  
dann wird sie das Verderben schnell überfallen wie der Schmerz  
ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen.*

1. Thessalonicher 5

**D**ie Wahl eines neuen Kirchenoberhauptes ist stets eine Zeit der Hoffnung und des Wandels. Gewiss, diese Hoffnung war während der Jahrhunderte, in denen ein älterer Herr auf den anderen folgte, ähnlich monoton, wie wenn eine Schafherde durch eine Senke zieht, oft enttäuscht worden; aber dieses Mal würde alles *ganz bestimmt* anders werden, oder?

Denn auf dem Stuhl des heiligen Petrus saß ein chinesischer Papst – der ehemalige Kardinal Hua. Die Wahl war ein bedeutendes Ereignis gewesen. Umso mehr, als weithin anerkannt wurde, dass der Papst in vielerlei Hinsicht das Gegenteil seiner Vorgänger darstellte. Er war kein lebensfremder Beamter, der sich hinter den Mauern des Vatikans versteckte und mit moralischen Ratschlägen in dem Tempo, aber auch mit der Nützlichkeit von Konfetti um sich warf. Nein, dieser Papst hatte fünfunddreißig Jahre in einem chinesischen Gefangenenlager verbracht, weshalb ihm durchaus bekannt war, wie hart das Leben sein konnte. Außerdem hatte er nicht zahlreiche theologische Traktate und Bücher über den Glauben verfasst – das Kennzeichen eines jeden Kardinals. Mehr noch: Hua hatte keinen einzigen Satz veröffentlicht. Auch das war ein gutes Zeichen, denn ein wahrhaft spiritueller Mensch lebt seine Spiritualität

mit dem Herzen, er muss diese nicht in Buchform kundtun, um anderen mit seiner Intelligenz zu imponieren. Und schließlich war der neue Papst keiner, der sich schick kleidete. Das majestätische Schreiten im Hermelin, das häufige Wechseln der Garderobe am Hochaltar, die Gucci-Schuhe und die Bulgari-Sonnenbrille – das war nichts für ihn. Stattdessen ein schlichtes weißes Priestergewand. Doch was für ein Desaster, nicht wahr? Diese letzte Verkörperung Christi auf Erden hatte nicht viel vorzuweisen, um die hohen Kirchenleute zu beeindrucken – Menschen, die in ihrer Selbsteinschätzung spirituell so erhaben waren, dass sie über der Dreifaltigkeit standen. Dennoch: Als der schwächliche Hua auf dem Balkon des Petersdoms erschien und sein Name Johannes XXVI. verkündet wurde, erschallte ein großer Freudenruf auf der Piazza San Pietro. Denn tief im Herzen spürten die Anwesenden aufgrund des geheimnisvollen Bandes, das alle Menschen miteinander verbindet, dass dies ein guter Mensch war. Ein Mensch, der das menschliche Dasein wahrhaft verstand.

Und während der Papst dort auf dem Balkon stand, schauten die Menschen auf dem Petersplatz und jene Millionen vor den Fernsehschirmen auf den Stellvertreter Christi auf Erden und beurteilten seine körperliche Erscheinung. Sicher, Johannes XXVI. besaß nicht die *gravitas* vieler seiner Vorgänger. Er war schwächling und klein, ja, wirkte beinahe etwas kränklich in dem übergroßen Papstgewand, das ihm hastig angelegt worden war. Zudem sah er schon rein äußerlich wie ein Chinese aus – rundes Gesicht, gelbliche Haut, dunkle Augen und eine flache Nase. Hätte er nicht dieses hohe Amt bekleidet, er wäre in keiner Menschenmenge aufgefallen. Doch die Leute wussten das zu schätzen. Denn streng genommen war er einer von ihnen: unscheinbar, unbedeutend, jemand, den man leicht übersah. In China selbst führte die Wahl dieses bescheidenen Mannes zu außergewöhnlichen Reaktionen. Dass einer von ihnen auf den Stuhl des heiligen Petrus gewählt worden war, entzündete

eine Flamme, die das ganze Land förmlich in Brand setzte. Millionen Chinesen nahmen den christlichen Glauben an. Sogleich erhob sich eine große Mauer des Glaubens – ein gewaltiges, unvorhergesehenes Bollwerk, mit dem eine in den westlichen Ländern fast untergegangene Kirche befestigt wurde. Dieser Glaube würde auf die Probe gestellt werden.

Noch am Tag seiner Wahl versammelte Johannes XXVI. die Kardinäle im Petersdom um sich. Ganz in Weiß gekleidet, umgeben von einem Meer aus Rot, informierte er seine Zuhörer über die Heiligsprechung Kardinal Benellis und verkündete, dass die Untersuchung bezüglich Benellis Kanonisierung umgehend beginnen werde. Dass der neue Papst so rasch zu dieser Entscheidung gelangt war, erstaunte seine Glaubensbrüder. Und auch die Selbstgewissheit, mit der er sprach. Hua wusste, was er wollte – aber vielleicht folgte er auch nur seiner inneren Stimme.

Doch dies war nichts im Vergleich zu seiner späteren Ankündigung, die die Menschen in eine Art Schockzustand versetzte. Denn nur vier Tage nach seiner Ernennung zum Papst tat Johannes XXVI. kund, dass es Priestern gestattet sei zu heiraten. Er tat dies ohne vorherige Absprache und in Ausübung der vollen Autorität seines Amtes. Mit einem Schlag revidierte er acht-hundert Jahre Kirchengeschichte. Denn erst im frühen 13. Jahrhundert hatte die Kirche dem Klerus den Zölibat auferlegt, um so den weitverbreiteten Missstand abzuschaffen, dass Priester mit Konkubinen und Mätressen zusammenlebten. Nun würde es dem Klerus – jedoch nicht Bischöfen und anderen hohen Würdenträgern – gestattet sein, zu heiraten und trotzdem im Amt zu bleiben. Die Spaltung zwischen der römisch-katholischen und der russisch-orthodoxen Kirche war im Nu geheilt. Natürlich waren die Falken des Glaubens fassungslos, und es gab jede Menge Streit. Schließlich waren manche Kirchenmänner seit der Kindheit keiner Frau mehr nahegekommen (außer in ihrer Phantasie), und die Vorstellung, sich nachts an einem

menschlichen Leib zu wärmen – und nicht mit einer Wärmflasche oder einem Glas Whisky –, war ihnen durchaus neu. Andere, die im Laufe der Jahre in mehr als nur einer Weise den weiblichen Angehörigen ihrer Gemeinde gedient hatten, waren erleichtert, ihre Verhältnisse legalisieren zu können. Zudem stieß diese Veränderung unter den Laien auf breite Unterstützung. Die meisten hatten ohnehin nie richtig verstanden, warum man ein so großes Getue um diese Frage machte. Der heilige Petrus war verheiratet gewesen, und Christus hatte ihn nie von diesem Märtyrertum erlöst.

Die nächste Ankündigung des Papstes lautete, dass sich alle Priester möglichst schlicht zu kleiden hätten – um die äußere Armut zum Ausdruck zu bringen, die sie vor Gott gelobt hatten, und um sich mit den Armen zu identifizieren. Für manch einen war dieser Erlass schwerer zu verdauen als die Aufhebung des Zölibats. Frauen waren ein freiwilliges Extra, aber gut auszusehen vor dem Volk – also, das war doch der Grund, weshalb man überhaupt in die Kirche eingetreten war! Wenn man Gott nicht gekleidet wie ein Weihnachtsmann entgegentreten konnte, was hatte das alles denn noch für einen Sinn? Die Ankündigung rief deshalb lautstarke Kritik hervor. Dennoch forderte kein ranghoher Kleriker den Papst offen heraus. Nicht jetzt. Erst musste klar sein, dass man irgendwie großzügig bedacht wurde – mit einem Ruheposten bei den Vereinten Nationen, einer Diözese in Paris, der Leitung eines vatikanischen Amtes. Wie süß der Ehrgeiz, diese Frucht des bösen Baums der Erkenntnis, schmeckte! Satan hatte schon gewusst, wovon er sprach.

Was die außerkirchliche Welt betraf, so hieß sie diese Veränderungen willkommen. Endlich war ein Papst bereit, Entscheidungen zu treffen. Nach Jahrzehnten des Stillstands – einer Art religiösem Blutklumpen, der das Herz der Kirche verstopft hatte – war hier ein Mann, der die Dinge vereinfachte. Schließlich litten die meisten Päpste unter Reisefieber, und zwar zu einer

Zeit, als die Kirche zusehends zerfiel. Doch es lief ähnlich wie in vielen großen Unternehmen. Der Vorstandschef versuchte immer im Flieger zu sitzen, wenn sich eine Katastrophe ereignete. Am besten, man war unerreichbar – saß in der ersten Klasse mit einem großen Glas Gin-Tonic in der Hand, um die Nerven zu beruhigen, wenn die Zeitungen auf der Titelseite das jüngste geschäftliche Desaster verkündeten. Verantwortung? Die Schuld auf sich nehmen? Ich bitte Sie! Das war etwas für die unteren Chargen, niemals für *el capo di tutti*.

Diese historisch bedeutsamen Ereignisse beschäftigten die Medien und den Klerus mehrere Wochen lang. In dieser Zeit der intensiven öffentlichen Debatten hielt der Papst ein geheimes Treffen ab. Ein Treffen, von dem die meisten Kardinäle nichts wussten – denn es fand an einem Ort im Vatikan statt, der all die Jahrhunderte fast verborgen geblieben war.

\* \* \*

Der Präfekt des Vatikanischen Geheimarchivs, Pater Gabriele, betrat den Lesesaal und hustete. Er war, erwartungsgemäß, Italiener. Außerdem war er grauhaarig und rundlich, trug eine Brille und einen dicken Vollbart, hinter dem er seine Angst vor der Welt dort draußen verbergen konnte. Pater Gabriele liebte Bücher; sie waren sein Leben. Die Welt, die er betrachtete – die, die er liebte –, stieg aus den Pergamentseiten uralter Handschriften empor. Die Bücher verströmten etwas, eine intime Nähe, die er niemals gegen die Liebkosung eines Menschen eingetauscht hätte. Denn sie bewahrten die Erinnerungen an die Vergangenheit auf, sie waren der Faden, der das Leben des Präfekten mit all jenen verband, die inzwischen längst tot waren. Zudem bargen die Bücher Geheimnisse – die Geheimnisse einer Zeit und einer Welt, die zwar untergegangen war, deren verblichene Spuren jedoch noch immer in den schwer entzifferbaren Schriften eines Autors auffindbar waren. *Wenn* er doch

nur – während der Lektüre dieser Texte – in die Wirklichkeit eintauchen könnte, die diese Texte aufzeichneten! Was für eine Freude ihm das bereiten würde! Ein Buch aufzuschlagen und auf diese Weise zu den darin erwähnten Orten zurückzukehren. Zu sehen, wie die Menschen einst gelebt haben, ihre Reisen nachzuverfolgen, Zeuge ihrer alltäglichen Kämpfe und ihrer Arbeit zu werden. Es war nur ein Traum, aber das Leben war, wie der Präfekt sich oft in Erinnerung rief, ja auch kaum mehr als ein Traum. Der Mensch existierte einzig in den Träumen anderer; er selbst hatte kein wirkliches Leben. Und wenn diese Träumenden erwachten, dann starb der Mensch. Aber wer waren diese Menschen, deren Gedanken der Seele Kraft spendeten, damit sie der Vollkommenheit näherkam? Handelte es sich bei diesen Menschen nicht um die spirituellen und göttlichen Teile des eigenen Selbst?

»Die Bibliothek schließt heute schon am frühen Nachmittag, aus verwaltungstechnischen Gründen.«

Die rund zwanzig Leser blickten auf. Sie hatten sich in ihre Welt zurückgezogen, in ihre Bücher vergraben, weshalb es einen Augenblick dauerte, bis sie in die Gegenwart zurückkehrten. Manche erkannte der Vorsteher des Geheimarchivs ohne Mühe. Es kam ihm sogar vor, als hätten sie ihr ganzes Leben in diesem engen Raum zugebracht – suchend, stöbernd, Wissen ausgrabend. Eine Leserin hatte beinahe ihr ganzes Erwachsenenleben hier verbracht und die Frühgeschichte der ägyptischen – der koptischen – Kirche erforscht. Der Präfekt hatte sie vor dreißig Jahren kennengelernt, als er zum Assistenten der Bibliothek ernannt wurde. Damals war sie eine junge Frau – hübsch, mit einem eher dunklen Teint und Augen, die sie züchtig niederschlug, wenn sich ihre Blicke trafen. Heute war sie blasser, ihre Frische verschwunden. Warum hatte sie nie geheiratet? Wieso hatte sie so viel Zeit damit verbracht, in Bücher zu schauen, als spähte sie in einen Brunnen? Vielleicht war sie ja wie er – ständig auf der Suche nach etwas, das über die eigene

Person hinauswies, nach etwas Tieferem? Seltsam, dass er der Frau diese Fragen nie gestellt hatte. Aber es hatte sich nie die Gelegenheit dazu ergeben, nicht wahr? Nachdem sie sich als junge Leute kennengelernt hatten, hatte er die Bibliothek verlassen und im Ausland kirchliche Arbeit geleistet. Inzwischen aber war er in den Vatikan zurückgekehrt und leitete seit einem Monat das Geheimarchiv. Dennoch hatte er kaum mehr als ein paar Worte mit der Frau gewechselt. Er hatte kurz gelächelt, als er an ihrem Lesetisch vorbeiging, und sie hatte sein Lächeln erwidert. War er schüchtern, oder versuchte er längst vergessene Gefühle zu verbergen? Begann da ein zartes Liebesabenteuer, das nie über seine ängstliche Phantasie hinausgewachsen war? Der Präfekt hustete wieder. Die Leser blickten weiter auf die rundliche Gestalt im schwarzen Priestergewand.

»Die Bibliothek schließt heute um 17 Uhr statt um 17 Uhr 30.« Pater Gabriele wies auf eine große Wanduhr, die anzeigte, dass den Lesern noch zwanzig Minuten Zeit blieb. Und damit verließ er den Lesesaal. Er ging über einen Flur, bog nach rechts, öffnete eine Tür und betrat sein Büro. Es war klein und beengt. Mahagonitafelung und an allen Wänden Bücher. Hinter dem Schreibtisch hing ein großes Gemälde der Jungfrau Maria. Er setzte sich auf seinen Drehstuhl und überblickte sein kleines Reich. Sein Vorgänger hatte hier viele Jahre als Leiter des Geheimarchivs verbracht, das Zimmer spiegelte seinen konservativen Geschmack wider. Er war kürzlich im Schlaf verstorben, und Gabriele hatte sich gewundert, dass man ihn zum Nachfolger ernannt hatte. Gewiss: Er war im richtigen Alter – Ende fünfzig – und besaß die richtige Qualifikation, seine Forschungsgebiete waren Althebräisch und Altgriechisch. Doch andere im Vatikan konnten einen noch beeindruckenderen Lebenslauf vorweisen, darunter der derzeitige Leiter der Vatikanischen Bibliothek – jenes Bereichs der Bibliothek, der der Öffentlichkeit zugänglich war, anders als das Geheimarchiv, das nur wenigen Forschern zur Verfügung stand. Trotzdem hatte



ihn der Kardinal, der für diese Fragen zuständig war, zum Präfekten des Geheimarchivs ernannt. Vielen – einschließlich Gabriele selbst – war das rätselhaft erschienen, aber die Wege Gottes waren eben manchmal unergründlich.

Gabriele schloss die Augen und überlegte, besser gesagt: Er hielt ein Nickerchen, wie ein unhöflicher Mensch das genannt hätte. Exakt um 16 Uhr 55 erhob er sich und ging in den Lesesaal zurück. Nur eine Frau saß noch dort – die Ägypterin, die ihre Unterlagen zusammensuchte. Sie steckte sie in ihre Aktentasche und lächelte ihm freundlich zu. Gabriele errötete. Zögerte kurz. Dann ging er zu ihr hin.

»Forschen Sie noch immer über Religionsgeschichte?«

»Ja.«

»Aber ... ich kenne Sie von ganz früher. Sie sind ... vor über dreißig Jahren hierhergekommen.«

»Stimmt.« Sie schaute ihm in die blauen Augen, die so schüchtern blickten – und war amüsiert. Der Priester würde ihr fehlen. Er lebte in seiner eigenen Welt – so wie sie und ihre Gruppe.

»Ich wurde Ihnen genau an diesem Tisch vorgestellt. Ich war damals ... ein junger Mann.«

»Natürlich, ich erinnere mich.«

Jetzt musste der Präfekt lächeln – voll Freude. Sie erinnerte sich tatsächlich an die erste Begegnung. »Ist das nicht unglaublich – dreißig Jahre sind vergangen, und jetzt stehen wir wieder an dieser Stelle.«

»Na ja, ich habe mehr als zweitausend Jahre Geschichte erforscht.«

»Aber ...« Er wollte nicht neugierig sein, aber etwas drängte ihn, sie zu fragen. »Hat sich das gelohnt? Ich meine ... so lange in diesen ... verstaubten Büchern zu lesen?«

»Ich glaube, ja. Und Sie? Lieben Sie Bücher?«

»O ja!«

»Für mich hat es sich gelohnt.« Dann leiser: »Bitte geben Sie das hier dem Heiligen Vater!«

Pater Gabriele blickte auf ihre ausgestreckte rechte Hand, in der sie ein gefaltetes Blatt Papier hielt. Er nahm es entgegen, verdutzt. Wusste sie, dass der Papst am Abend die Bibliothek aufsuchen wollte und dass er deshalb früher schloss, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen? Ausgeschlossen. Es war sicherlich reiner Zufall, dass sie ein Dokument für den Pontifex hatte. Noch ein Gedanke kam ihm in den Sinn.

»Kommen Sie morgen wieder in die Bibliothek?«

»Nein. Morgen kehre ich nach Ägypten zurück. Endgültig.«

»Endgültig? Ah ja, verstehe. Und wohin dort?«

»Alexandria.«

Der Präfekt fand zwar, er habe schon genug gesagt, aber plötzlich wollte er möglichst alles über die Frau herausfinden, wusste aber nicht, warum. Als die Frau auf die Ausgangstür zusteuerte, ging er ihr hinterher.

»Worüber haben Sie denn geforscht? Ich meine, in letzter Zeit.«

»Über das Leben eines Heiligen.«

»Und um wen handelt es sich dabei?«

»Vergessen Sie nicht, das Dokument dem Heiligen Vater zu geben!«

Und damit verließ sie den Raum. Der Präfekt blickte auf das Schreiben in seiner Hand. Neugier überkam ihn, er faltete es auseinander und warf einen Blick auf die wenigen Zeilen. Sie waren in einer Sprache geschrieben, die er nicht kannte. War das Koptisch oder eine ältere Sprache? Etwas ratlos trat er auf den Flur, er wollte die Frau einholen und fragen. Er wandte sich nach rechts und eilte die Sandsteintreppe hinunter. Wo war die Frau? Es gab doch nur einen Weg nach draußen. Unten an der Treppe angekommen, öffnete er die Eingangstür und lief in den Belvedere-Hof.

Weit und breit keine Menschenseele ...

\* \* \*

Um acht Uhr am selben Abend stand Gabriele von seinem Stuhl auf und knipste die Bronzelampe auf seinem Schreibtisch aus. Er war innerlich aufgewühlt. Das Geheimarchiv war geschlossen, wie angeordnet. Alle Türen waren verriegelt. Es war niemand in der Nähe, weshalb es grabesstill war. Aber da war doch etwas. Er war nicht ganz allein. Während der vergangenen Stunde war, so schien es ihm, eine Präsenz herabgestiegen. Er sah nichts – spürte nichts. Trotzdem fühlte er tief im Inneren eine Kraft, eine geheimnisvolle Macht. Wenn er einatmete, roch er den Duft von Rosen, und ihm war, als wäre die Luft voller Wohlgerüche. Aber das bildete er sich bestimmt nur ein – es lag an seiner gesteigerten Wahrnehmung –, weil der Heilige Vater hierherkommen wollte. Ja, das musste der Grund sein, es gab keinen anderen. Das sagte ihm die Logik, das Herzstück seines Geistes. Im selben Augenblick hatte er eine Offenbarung.

*Sie* waren angekommen.

Gabriele strich sein Priestergewand glatt. Trat hinaus auf den Flur, schloss eine Tür auf und betrat das Geheimarchiv. Bei der Tür handelte es sich um einen Seiteneingang; nicht der übliche, durch den man sonst das Archiv betrat. Er ging an Reihen uralter Bücher vorbei. Die Bibliothek beherbergte Hunderte Meter von Regalen und eine riesige Sammlung von Dokumenten in einer Vielzahl von Sprachen – mehrere Leben hätte man hier verbringen können, nur um die Bände zu katalogisieren. Pater Gabriele schaltete ein paar Lampen an und eilte weiter. Der Geruch nach Rosen folgte ihm. Am Ende der Regale öffnete er wieder eine Tür und trat hinaus auf einen Gang. Vor ihm war alles stockdunkel. Er spähte. Von fern näherte sich ein Lichtschein. Plötzlich erschienen sie. Ein Mann in Weiß schritt auf dem Gang auf ihn zu, hinter ihm fünf Personen in Rot. Gabriele kannte sie – wie auch ihren Platz im Pantheon der großen Persönlichkeiten. Das waren die mächtigsten Kardinäle im Vatikan, der innere Kreis, den Kardinal Hua bei seinem Amts-

antritt ernannt hatte. Doch nicht auf den Kardinälen ruhte der Blick des Präfekten, sondern auf der Gestalt, die ihnen voranschritt.

»Eure Heiligkeit.«

Der Präfekt verneigte sich und küsste die ihm dargebotene Hand – den Ring des heiligen Petrus am Mittelfinger. Leise sagte Johannes XXVI.: »Zum Turm der Winde.«

Die Männer gingen den Weg zurück, den der Bibliothekar gekommen war. Kein Wort wurde gesprochen. Schließlich gelangten sie in den ältesten Teil des Gebäudes, den niemand aufsuchte, es sei denn auf ausdrückliche Anweisung des Pontifex. Der Präfekt war zum ersten Mal hier; seine Gäste desgleichen. Sie standen vor einer sehr alten, stark abgenutzten und mit Eisenbeschlägen versehenen Tür. Aus einer Tasche in seinem Gewand holte Pater Gabriele einen Schlüssel, den er normalerweise im Tresor seines Arbeitszimmers aufbewahrte. Er stocherte ein wenig im Schloss herum, dann sperrte er die Tür auf und öffnete sie. Eine steinerne, nach oben führende Wendeltreppe kam zum Vorschein. Während der Präfekt sie in dem Schummerlicht betrachtete, erfassten ihn zwei widerstreitende Gefühle. Das eine war eine starke Panik – Angst. Aber warum? Was befand sich an diesem entlegenen Ort, das Angst auslösen konnte? Er überlegte. Er konnte nichts erkennen, aber er spürte, dass etwas in dem Turm lauerte – ein verborgener Feind. Der Präfekt wandte sich um und sah die Kardinäle an; in ihren Gesichtern spiegelte sich die gleiche Unsicherheit. Auch sie hatten etwas gespürt. Gleich würden sie in etwas Unbekanntes eintreten, in ein spirituelles Mysterium – und ihr Unbewusstes erkannte es.

»Ich gehe voran«, sagte der Papst.

Es gab hier keine Lampen. Dies war so seit der Erbauung des Turms der Winde im Jahre 1581 – eine Brandschutzmaßnahme, da früher die geheimsten Dokumente der Kirche in dem Gebäude lagerten. In weiser Voraussicht hatte der Präfekt Taschen-

lampen mitgebracht. Er reichte sie seinen Gästen. Der Papst schaltete seine an und stieg die Treppe hinauf, seine Schritte hallten laut auf den Steinstufen. Die Gruppe der Kardinäle folgte ihm. Gleichzeitig rief sich der Präfekt in Erinnerung, was er über den Turm wusste. Er war auf Anordnung Papst Gregors XIII., eines bedeutenden Mystikers, erbaut worden. Der Entwurf beruhte auf dem *Horologion* – ebenfalls Turm der Winde genannt –, der um das Jahr 65 vor Christus in Athen errichtet worden war. Der Turm verfügte über drei Stockwerke und war mit Wandgemälden des italienischen Künstlers Niccolò Circignani und anderer Maler geschmückt, darunter der Flame Matthijs Bril. Seltsamerweise war der Turm, nachdem er unter erheblichen Kosten errichtet und ausgeschmückt worden war, nie für öffentliche Anlässe genutzt worden. Stattdessen hatte er lange seltene Dokumente und Schriften beherbergt, die in großen Holzkisten verschlossen lagerten. Zudem war der Zutritt zu diesem Ort stets auf wenige Personen beschränkt gewesen. Das hatte sich im Laufe der Jahrhunderte noch verstärkt. Die meisten Würdenträger des Vatikans – selbst hochrangige – wussten nichts von dem geheimnisvollen Turm der Winde, nichts von einem unterirdischen Gang darunter, nichts von den Gebeinen eines Apostels, die er einst beherbergt hatte.

Im ersten Stock des Turms befand sich ein unter dem Namen Meridianzimmer bekannter kleiner Raum. Die Gruppe erreichte den ersten Treppenabsatz und betrat das Zimmer. Hier hatte Kardinal Benelli einst ein mystisches Erlebnis gehabt. Außer den Wandgemälden, die das Vergehen der Zeit darstellten, wies das Zimmer in den Boden eingravierte Tierkreiszeichen auf. Hier waren im 16. Jahrhundert die astronomischen Berechnungen für die gregorianische Kalenderreform vorgenommen worden. Die Kardinäle blieben stehen und blickten sich um – der Lichtschein ihrer Taschenlampen tauchte Ausschnitte der Wandgemälde in ein unheimliches Licht.

»Wir sollten weitergehen«, sagte der Papst.

Sie stiegen die steile Treppe ins nächste Stockwerk hinauf, wobei der Pontifex wieder voranging. Die Stille wurde immer stärker, das Licht der Taschenlampen, die sie in Händen hielten, schwächer. Jeder Schritt wirkte auf geheimnisvolle Weise auf die Sinne des Präfekten ein. Ihm war, als verliese er die Welt der Menschen und beträte eine spirituelle – als stiege er eine mystische Leiter hinauf. Tief in seiner Seele jedoch schlug sein Unterbewusstsein Alarm. Die Bewohner, die dieses Reich bewachten, hießen sie nicht willkommen; sie wollten verhindern, dass die Besucher in ein Mysterium eindringen.

Plötzlich griffen sie an.

Negative Gedanken überfielen Pater Gabriele und löschten jeden Seelenfrieden aus. Eine dringliche geistige Botschaft erging an ihn: Er müsse umkehren – was er beinahe getan hätte. Ein ungeheurer Schrecken übermannte ihn. Mit jedem Schritt wuchs seine Überzeugung, dass sich jemand – *etwas* – hinter ihm befand. Ihm war, als verfolgte ein Ungeheuer, ein Dämon, sie und wartete darauf, über jeden Nachzügler herzufallen. Aber wie konnte das sein? Und was könnte dieser böse Geist ihnen antun? Könnte er ihre Gedanken überwältigen? Ja, ja! Der Präfekt war sicher, dass der Geist dazu imstande war. Er fing an zu beten, aber seine Angst ließ nicht nach.

Einen Schritt später überfiel ihn ein furchterregendes inneres Bild. Er befand sich in einer anderen Welt. In einem Akt äußerster Torheit – er folgte den vor ihm gehenden spirituellen Kletterern nicht weiter – verließ er einen schmalen, in die Felswand geschlagenen Weg. Er verlor das Gleichgewicht und taumelte in die Tiefe. In seiner Pein blickte er hoch. Eine riesige Kreatur mit Flügeln stürzte sich mit gespreizten Krallen aus dem Himmel herab. Sie hatte ein Antlitz, das weder Mensch noch Tier war, und näherte sich ihm, um ihn zu töten. Gabriele verspürte eine so grauenerregende Angst, dass er laut aufschrie. Der Papst und die anderen Kardinäle, die auf der Treppe standen, wandten sich um. Rasch verschwand die Vision.

»Folgt weiter *mir*«, befahl der Papst.

Die Gruppe stieg hinauf ins zweite Stockwerk des Turms. Als sie das Zimmer der Blicke betraten, hob einer der Kardinäle seine Taschenlampe. An der Wand hing ein Gemälde: Esau, wie er Jakob sein Geburtsrecht verkauft. Der Präfekt betrachtete die Darstellung der bekannten Geschichte aus dem Alten Testament: Esaus Gesicht, sein stupides Grinsen, das Grinsen eines Mannes, der im nächsten Moment sein Erbe verliert. Und Jakobs Gesicht, jung, schlau, verschlagen. Was bedeutete das Bild? Pater Gabriele hatte die Bibelstelle immer wieder gelesen, den tieferen Symbolgehalt jedoch nie verstanden. Jetzt, in einem plötzlichen Geistesblitz, ging ihm auf, dass Esau für die Menschheit stand. Aber was für ein Erbe hatte Esau so töricht weggegeben? Das ewige Leben. Leider! Und all die Güte künftiger Generationen reichte nicht aus, um es zurückzugewinnen. Was musste also getan werden? Ein Gott musste vom Himmel herabsteigen, damit die Menschheit den Segen wiedererlangen konnte, der Esaus Großvater Abraham gesendet worden war, demzufolge seine Kinder so zahlreich wie die Sterne sein und die Städte ihrer Feinde in Besitz nehmen würden. Ah, die Städte der Engel! Esau würde seine Spiritualität wiedererlangen!

Die Pilger verließen die Kammer und stiegen die Treppe in den dritten Stock hinauf. Währenddessen steigerte sich die Macht des Bösen dramatisch. Die Taschenlampe des Präfekten flackerte und erlosch. Eine unsichtbare Kraft prallte gegen seine Brust und versuchte, ihn die Treppe hinabzustoßen. Er strauchelte und packte den Arm des vor ihm gehenden Kardinals. Der Kardinal wandte sich um. Im Lichtschein der Taschenlampe sah Gabriele dessen Gesicht. Es war schweißnass.

»Was ist das?«, flüsterte Gabriele.

»Das wissen Sie«, lautete die gemurmelte Erwiderung.

Gleichzeitig strich der Präfekt mit der Hand über die Mauer des Turms. Sogleich überflutete das Böse seinen Geist mit einem Trugbild. Er befand sich in einer winzigen Höhle. Ein gedämpf-

tes Donnern ertönte, dann schwappte ihm eine Meereswoge entgegen. Er hob die Hände, um sich zu schützen, doch vergebens. Die Welle schleuderte ihn erst gegen die Decke der Höhle und dann aufs Meer. Ein großer Aufschrei der seelischen Not stieg in ihm auf. Er ertrank. Seine spirituelle Reise würde hier und jetzt enden. Dann, so rätselhaft wie es gekommen war, verschwand das innere Bild, und er stand wieder auf der Treppe im Turm der Winde. Vor ihm flackerten Taschenlampen. Seine Gefährten verließen ihn! Er hastete voran – lieber wäre er die Treppe wieder hinuntergelaufen, aber er hatte zu viel Angst vor den Folgen. Schließlich erreichten sie den dritten Stock. Mittlerweile war Pater Gabriele davon überzeugt, dass er nicht mehr auf der Erde weilte. Die Wandgemälde waren höchst lebendig und von außerordentlicher Intensität, die Luft erfüllt vom Geruch nach Rosen, und das Zimmer, in dem er stand, hatte sich anscheinend enorm vergrößert. Sie befanden sich im obersten Teil des Turms, dem Zimmer der alttestamentarischen Frauen, in dem die Bilder an den Wänden das Thema widerspiegelten. Vor sich sah Gabriele Ruth, schlafend zu Füßen von Boas, dann Abigail, die zur Zusammenkunft mit David aufbrach. Die Gemälde wirkten frisch, lebendig, so als würden einem die Gestalten entgegenspringen. Es waren wirkliche Menschen, die er betrachtete, Menschen, verankert in ihrer Zeit. Er musste nur die Hand nach ihnen ausstrecken und sie berühren.

Wie benommen betrat Gabriele den angrenzenden kleinen Raum – das Tobias-Zimmer. Als er das Bild sah, liefen ihm Tränen über die Wangen. Keine Frage, dort stand ein junger Mann – Tobias? Er hielt seine jugendliche Hand ausgestreckt, die Finger berührten die Augen seines Vaters, um dessen Augenlicht wiederherzustellen. Das Bild wandelte sich. Gabriele sah den Ausdruck des Erstaunens in den Gesichtszügen des alten Mannes, dann seine überwältigende Freude, als er das Gesicht seines Sohnes wieder vor sich sah. In diesem Augenblick stiegen im Herzen des Priesters Intuitionen auf. Es kam ihm



alles so offensichtlich vor. Das Leben war wirklich eine Reise – als würde man durch Räume schreiten – durch menschliche und dann spirituelle Zustände. In einem dieser Zustände würde seine spirituelle Einsicht wiederhergestellt werden. Tobias, seine spirituelle Inkarnation, würde seiner physischen wieder die Sehkraft verleihen. Na bitte! Das Kind war tatsächlich der Vater des Menschen. Soll heißen: Der Geist entsprang dem menschlichen Körper, in dem er verborgen war, doch der Geist war bedeutender als der Körper. Und Pater Gabriele? In wessen Antlitz würde er eines Tages blicken? Es würde jemand sein, den er einst gekannt hatte – jemand, der er *einst* gewesen war. Aus seinem körperlichen Sein würde sein spirituelles Sein erscheinen. Und aus seinem spirituellen Sein würde ...

»Passt auf! Bleibt auf dem Weg!«, flüsterte der Papst neben ihm. Gefangen in seinem Traum, wandte sich Gabriele um, um dem Papst zu folgen. Ihm fiel ein, dass es im dritten Stock des Turms der Winde einen Balkon gab, der vom Belvedere-Hof aus zu sehen war. In seiner jetzigen Verwirrung konnte er sich jedoch nicht vorstellen, wo der Balkon sich befand. Er folgte der weiß gekleideten Gestalt vor ihm wie ein Blinder und trat über die Türschwelle ins Freie. Unmittelbar darauf kehrte die Realität zurück, und eine kalte Brise strich über Gabrieles Wangen. Rom bot sich seinen Blicken dar. Welch schöner Anblick! Er hatte die Stadt noch nie von diesem Punkt aus gesehen. Unwillkürlich trat er einen Schritt vor und spürte unter seinen Fingern den glatten Marmor der Balkonbrüstung. Wie lange er so dastand und diese Aussicht unter den Sternen auf sich wirken ließ, konnte er nicht sagen, denn die Zeit schien stillzustehen. Wie lange würde er noch auf dieser Welt sein?

»Hier drüben, Präfekt.«

Einer der Kardinäle zog ihn von der Balkonbrüstung fort; die Gruppe nahm auf zwei Steinbänken Platz. Johannes XXVI. setzte sich auf eine andere Bank, so dass er ihnen gegenüber saß. Pater Gabriele sah seine Gefährten kaum, da sie ihre Taschen-

lampen ausgeschaltet hatten – ob bewusst oder nicht, er wusste es nicht. Seine Angst war jedoch verschwunden. Stattdessen hatte er das Gefühl, als wäre er – wie ein Jünger – aus einem besonderen Grund an diesen geheimen Ort gebracht worden. Er sollte nicht enttäuscht werden, denn der Papst brach das Schweigen.

»Was ich euch nun gleich erzähle, dürft ihr niemandem gegenüber erwähnen. Es geht um eines der großen Geheimnisse der Kirche. Ich muss euch die Geschichte von den Silberlingen des Judas erzählen.«

Einige hielten den Atem an. Es stimmte also! Die Legende, von der im Vatikan manchmal gemunkelt wurde, war real. Johannes XXVI. blickte zur Kuppel des Petersdoms empor, als suche er nach Inspiration.

»Die Bibel berichtet, dass unser Herr von Judas verraten wurde, gegen die Zahlung von dreißig Silberlingen – dem Preis für einen Sklaven. Die Geschichte hat eine mystische Bedeutung. Die Münzen symbolisieren die Natur und das Ausmaß des Bösen auf Erden, den Preis, der bezahlt werden muss, um die Welt vom Bösen zu befreien. Denn das Böse ist keine menschliche Kraft, sondern eine spirituelle; sie gelangte in die Sphäre des Menschen infolge seiner Fähigkeit zur freien Entscheidung. Jedoch ist das Böse nicht grenzenlos, obwohl es oft so erscheinen mag. Das Böse ist hinsichtlich Ausmaß und Zeit begrenzt. Das heißt, Satans Herrschaft über die Welt ist nicht total, denn Satan war nie göttlich. Und im Garten Eden – im spirituellen Zustand – konnte Satan, als er den Menschen verführte, Gott nicht wahrnehmen. Hierin liegt unsere Erlösung.«

Der Präfekt blickte auf. Er sah keine Sterne. Er zwinkerte mehrmals, konnte aber trotzdem nichts erkennen. Was ging hier vor? Wo war er?

»Was den heiligen Petrus angeht, den Gründer unserer Kirche, prophezeite unser Herr: *Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen, und die Mächte der Unterwelt werden*

*sie nicht überwältigen.* Das heißt, dass Petrus und seinen Nachfolgern eine Macht verliehen wurde, die eines Tages über das Böse triumphieren würde. Wie dies geschehen wird, weiß ich nicht, aber es wird geschehen – und zwar in der Menschenzeit. Diese Macht gründet auf dem Fels des Glaubens, denn es war der Glaube, durch den Abraham seinen Segen erhielt. Nun aber muss ich euch von den Silberlingen des Judas erzählen.«

Der Präfekt hörte kaum zu. Wieso konnte er die Sterne nicht sehen, aber den Papst – diesen Mann in Weiß, der da im Dunkeln saß? Was für ein seltsamer Zauber wirkte hier?

»Was geschah mit den dreißig Silberlingen, mit denen Christus verraten wurde? Der Evangelist Matthäus berichtet, dass Judas, als er sah, was er getan hatte, die Tat bereute. *Er brachte den Hohenpriestern und den Ältesten die dreißig Silberstücke zurück und sagte: Ich habe gesündigt, ich habe euch einen unschuldigen Menschen ausgeliefert. Sie antworteten: Was geht uns das an? Das ist deine Sache. Da warf er die Silberstücke in den Tempel; dann ging er weg und erhängte sich. Die Hohenpriester nahmen die Silberstücke und sagten: Man darf das Geld nicht in den Tempelschatz tun; denn es klebt Blut daran. Und sie beschlossen, von dem Geld den Töpferacker zu kaufen als Begräbnisplatz für die Fremden. Deshalb heißt dieser Acker bis heute Blutacker.* Wem gehörte dieser Acker? Wer hatte das Blutgeld von den Hohenpriestern in Empfang genommen? Als Bezahlung wofür? Ich weiß es nicht, doch wurden diese Münzen bald im ganzen Römischen Reich verstreut, wobei jede von ihnen vom Bösen durchdrungen war. Der heilige Petrus wusste dies und versuchte deshalb den Rest seines Lebens, die Münzen einzusammeln. Nur gegen ihn waren sie wirkungslos. Lang und mühsam waren die Reisen des ersten Apostels, bei denen er dank einer langen Reihe von Erleuchtungen an jene Orte geführt wurde, wo die Münzen versteckt waren. Doch er vermochte seine Aufgabe nicht vollständig zu erfüllen. Kaiser Nero ließ ihn, angeregt von den Engeln der Finsternis, kreuzigen. Zur Stunde seines Todes waren acht

Münzen noch unentdeckt. Die anderen wurden zusammen mit Petrus bestattet. Sie liegen, ihrer Macht beraubt, in seinem Grab unter dem Hochaltar der heiligen Peterskirche.«

Pater Gabriele schauderte. Am liebsten hätte er sich ins Reich seiner Bücher geflüchtet. Vom Bösen wollte er lieber nichts wissen. Na ja, im akademischen Sinne schon – zwischen zwei dicke Buchdeckel gebannt, konnte man es sich vom Leibe halten. »Acht Münzen blieben übrig. Ich werde euch zeigen, was mit ihnen geschah.«

Der Präfekt blickte den Papst an. Kurz darauf war er nicht mehr da. Das heißt, *er*, der Präfekt, war nicht mehr da. Wo aber befand er sich? Er besaß keinerlei Körperempfindung mehr, kein Gefühl, nicht einmal mehr menschliche Sehkraft, und doch wurde er Zeuge der Menschheitsgeschichte, ähnlich, wie er im Turm der Winde die Wandgemälde betrachtet hat. Allerdings war das hier kein Gemälde. Vor seinem inneren Auge begann sich wie in einem Traum die Schriftrolle der Geschichte zu entfalten – Vergangenheit und Gegenwart wurden eins. Gebannt nahm Pater Gabriele die Auswirkung der verbliebenen Münzen auf die Menschen wahr. Die erste Münze gelangte in die Hände des römischen Kaisers Diokletian, der die Verfolgung der frühen Kirche im Jahr 303 nach Christus einleitete und diese beinahe vernichtete. Doch sie überlebte – gerade noch –, und Diokletian wurde zum Rücktritt gezwungen und starb bald darauf eines vorzeitigen Todes. Die Christenverfolgungen ließen nach, erstarkten aber wieder während der Regierungszeit des Kaisers Julianus Apostata. Im Jahr 361 nach Christus startete er einen noch entschlosseneren Vernichtungsfeldzug gegen das Christentum, für das er bittere Verachtung empfand und das er ein »monströses Märchen« nannte. Insbesondere tat Julian alles, um das Grab des heiligen Petrus ausfindig zu machen, damit er es zerstören konnte. Doch die, die den Ort kannten, bewahrten Stillschweigen, sogar bis in den Tod. Julian, der allzu viel Vertrauen in die Münze setzte, die er besaß, starb an einer Speer-

wunde, die er sich in der Schlacht zugezogen hatte. Während er vor den Mauern des heutigen Bagdad im Sterben lag, räumte er ein, dass der Sieg einem anderen gebührte. »*Du hast obsiegt, o Galiläer!*«, rief er aus.

Diese beiden Münzen wurden von den Leichnamen der Kaiser genommen und in die Arme des heiligen Petrus gelegt. Was symbolisierten sie? Dass allein die Kirche das Instrument darstellte, durch das das Böse auf Erden herausgefordert und gebrochen wurde. Doch was *war* die Kirche? Während die Szenen sich vor ihnen entrollten, wurden der Präfekt und seine Gefährten Zeugen der Geschichte der anderen Münzen. Pater Gabriele sah den verzweifelten Kampf, den die Kirche durch die Zeiten hindurch führte, um in den Besitz der Münzen zu gelangen. Die spirituelle Bedeutung dieser Ereignisse wurde ebenfalls deutlich. Die Silberlinge des Judas standen für die Versuche der Mächte des Bösen, die Menschheit zu vernichten – samt der Hoffnung auf Erlösung und ein ewiges Leben. Gegen diese immense spirituelle Macht schien die Niederlage unausweichlich. Die Kirche – die Vereinigung aller Seelen guten Willens – wankte unter den furchterregenden Angriffen, denn die Dämonen schwärmten über die gesamte Erde aus. Dennoch: Wie durch ein Wunder erhoben sich jedes Mal, wenn die Menschheit fiel, weitere Seelen. Dabei half ihnen eine unsichtbare Macht. Aber was war sie? Intuitiv erkannte der Präfekt, dass es sich um Engel handelte, die Gott nicht verraten hatten – sie kämpften für die Menschen. Um der Liebe zum Schöpfer und seiner Schöpfung willen hatten die Engel ihr Schicksal unwiderruflich mit dem des Menschen verknüpft. Neben den schwachen Menschen würden die Engel des Lichts stehen – oder fallen. Als er dies verstand, erfüllte Pater Gabrieles Herz Freude – das Leiden der Menschheit hatte also doch einen Sinn!

In Gedanken stieg er tief ins Reich des Geistes und der letzten Tage. Auf dem kosmischen Schlachtfeld – im Tal des Schattens des Todes – stand die Menschheit, umringt von den Mächten

des Bösen. Als er das sah, verwandelte sich Pater Gabriele Freude in tiefsten Kummer. Die Menschheit würde doch fallen. »Schau die allerletzte Münze an!«

Vor sich sah Pater Gabriele nichts. Aber in seinem Inneren entfalteten sich die Szenen. Er sah ein Gesicht, das er sogleich erkannte, weil ihm der Mann bei zwei, drei Anlässen begegnet war. Es handelte sich um Kardinal Benelli. Benelli war ein mächtiger Mann im Vatikan gewesen – ein enger Vertrauter mehrerer Päpste und Leiter des Heiligen Offiziums. Einmal hatte Gabriele Benelli bei einer Veranstaltung im Vatikan auf dem Höhepunkt seines Einflusses erlebt – umgeben von anderen Kardinälen und einem Kreis von Schmeichlern. Wie hatte ihn Gabriele, damals noch einfacher Priester, beneidet! Wenn er doch nur wie dieser Mann werden könnte, dachte er damals tief im Inneren. Dann würden seine Angehörigen und seine Freunde ihn ehren. Während sich Gabriele diesem Gefühl hingab, hatte Kardinal Benelli in seine Richtung geblickt. Das war natürlich Zufall gewesen. Kein Mensch konnte Gedanken lesen. Aber jetzt, o Jammer! In seiner mystischen Vision nahm der Präfekt einen ganz anderen Benelli wahr. Er sah einen alten, müden Mann, der sich dem Ende seines Lebens näherte. Einen Mann, der alle Insignien der Macht verloren hatte und – so schien es – von einem undankbaren Papst in ein unscheinbares Kloster vor den Toren Roms geschickt worden war. Er bot einen traurigen Anblick, seine Fähigkeiten wurden ignoriert, sein Geist war beladen mit mentalem Verfall und Krankheit. Und das war nur der Anfang. Mit wachsender Anteilnahme wurde Gabriele Zeuge von Benellis spiritueller Reise durch die Finsternis, während er die Macht einer Judas-Münze herausforderte, einer Münze in der Hand eines übermenschlichen Willens, der dem Bösen gewidmet war. Voll Entsetzen beobachtete der Präfekt, wie der Kardinal einen großen Berg erklimmte. Und auf jeder Etappe erlebte er eine innere Qual. Die Qual, dass jene, denen er geholfen hatte, sich nun gegen ihn wandten; die Qual,

seine Gesundheit zu verlieren; die Qual, dass er in die tiefsten Tiefen des Bösen stürzen und in den Zustand des völligen Verlassenseins von Gott geraten würde. Der Präfekt erlebte diese Dinge nur als Betrachter, dennoch wurde sein Glauben in den Grundfesten erschüttert. Sein menschlicher Körper wurde von einer entsetzlichen Angst überwältigt, sein spiritueller Zustand war durchdrungen von der Gewissheit, dass das Böse niemals gebrochen werden konnte und dass auch er in den Klauen eines Ungeheuers gefangen war, das die Menschheit versklavt hatte. Wie lange dieses Leiden anhielt, wusste Gabriele nicht – es kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Aber plötzlich hörte es auf; das Herz des Präfekten wurde aus dem unsichtbaren Kerker befreit, und Hoffnung strömte in ihn. Benelli hatte gewonnen! Irgendwie war er der Finsternis entronnen und ins Reich des ewigen Lichts gelangt. Doch was war mit der Welt geschehen, die er hinter sich gelassen hatte? Und was mit dem Präfekten und dessen Seele?

»Ich habe euch die Geschichte der Silberlinge gezeigt«, sagte der Papst. »Eine Münze ist noch übrig. Die letzte.« Er hielt inne. »Sie birgt die Macht des Satans selbst.«

Als der Papst das sagte, legte der Präfekt den Kopf in den Nacken und schaute empor zu den Sternen. Sie waren Milliarden Jahre alt, doch es gab einen Geist, der bei ihrer Schöpfung anwesend gewesen war – einen Geist, der älter war als das Universum. Begegnet ihm jeder Mensch in der Stunde seines Todes? Was bot er den Menschen an?

»Es werden Ereignisse auf der Erde stattfinden«, fuhr der Papst fort. »Millionen, Abermillionen Menschen werden sterben. Die Kirche selbst wird kämpfen und stürzen ...« Er hielt inne. Es gab noch andere Dinge, von denen er sprechen könnte, aber ihm war klar, dass seine kleine Zuhörerschaft nicht mehr aufnehmen konnte, und er wollte ihr Leid nicht noch vergrößern. »Es ist Zeit, diesen Ort zu verlassen. Vergesst nicht, was ihr gesehen habt, und erzählt niemandem davon!«

Der Papst erhob sich. Wie auch die anderen. Taschenlampen wurden angeschaltet, dann machten sie sich auf den Rückweg und stiegen die mystische Treppe hinunter. Der Präfekt versuchte, alles Geschehene mit dem Verstand zu behalten. Doch seine Erinnerung verblasste. Kurz darauf wurde die uralte Tür geschlossen, und sie standen wieder auf dem Flur zum Geheimarchiv. An diesem Punkt erinnerte sich der Präfekt an das frühere Gespräch.

»Heiliger Vater, ich habe eine Nachricht für Euch.«

Der Papst bedeutete den Kardinälen weiterzugehen und betrat gemeinsam mit dem Präfekten dessen Arbeitszimmer. Pater Gabriele nahm das Schreiben, das die Ägypterin ihm gegeben hatte, vom Schreibtisch. Er reichte es dem Pontifex. Der überflog den Inhalt und legte das Blatt zurück in die Hände seines vertrauensvollen Dieners.

»Verbrennen Sie es! Von nun an darf niemand den Turm betreten, verstehen Sie? Es ist zu gefährlich.«

Der Pontifex wandte sich zum Gehen, doch im Kopf des Präfekten wirbelten die verschiedensten Gedanken herum. Einen davon hielt er fest.

»Heiliger Vater, wie bin ich zum Präfekten dieser Bibliothek geworden? Ich würde es gern wissen.«

»Warum?«

»Es ist mir wichtig.«

»Ihre Ernennung wurde vor langer Zeit beschlossen.«

»Vor langer Zeit? Von wem?«

»Sie haben ihn heute Abend gesehen.«

Pater Gabriele zählte die Namen der fünf Kardinäle auf, die sie begleitet hatten, doch bei jedem schüttelte der Papst den Kopf. Der Präfekt wich entsetzt zurück. Das konnte nicht sein!

Der Pontifex sprach weiter. »Was in der Welt geschieht, ist nicht das, was wir glauben. Betreten Sie den Turm nie wieder, unter *keinen* Umständen!«

Nachdem sein Gast gegangen war, setzte sich der Präfekt ver-



wirrt auf seinen Stuhl. Inwiefern war die Welt anders? Und wie war es möglich, dass Kardinal Benelli ihn – vor Jahren – als Präfekten des Geheimarchivs vorgeschlagen hatte? War alles vorherbestimmt? Drehte sich die Welt nach einem geheimen Plan, den nur wenige Menschen kannten? Und der Turm der Winde? Warum war es verboten, ihn noch einmal zu betreten? Warum? Warum? Warum? Der Präfekt stöhnte. Ah, die Welt war voller Warums. Das Gleiche galt für die Fragen, die sich alle Menschen endlos stellten. Warum sind wir hier? Warum müssen wir leiden? Warum gibt es Gut und Böse?

Die Jahre verstrichen. Neun Jahre, um genau zu sein. In dieser Zeit wurde Kardinal Benelli heiliggesprochen, und der Abt des Klosters, in dem er seinen Lebensabend verbracht hatte, Abt Andrew, starb voller Gnade. Doch hinsichtlich der Silberlinge des Judas und der düsteren Vorhersagen, die der Papst über die Zukunft gemacht hatte, geschah nichts. Einem Großteil der Welt ging es sogar gut. Die fetten Jahre: als die Reichen sich die Mägen vollschlugen und die Armen zu hungern begannen.